

21. April

Heute habe ich mal wenig Termine, schreibe Tagebuch, was einige Zeit in Anspruch nimmt. Nachmittags um 3 Uhr kommt Yufei (gesprochen: Üfei), die einstens versucht hat, mir Chinesisch beizubringen. Sie ist immer noch an der Bei Wai, jetzt als Doktorandin über chinesische Literaturgeschichte. Es scheint ihr gut zu gehen, sie macht jedenfalls einen viel muntereren Eindruck als früher. Ab August will sie zur Columbia University in New York; dort gibt es einen Ami chinesischer Herkunft, der sich auch um die Literaturgeschichte kümmert und der sie betreuen will.

Sie bestätigt mir, dass die Regierung recht nervös sei. Die Leute, die zu „Spaziergängen“ aufrufen würden, seien wohl vom CIA bezahlt, die Chinesen würden immer ins Internet gehen, wenn sie protestieren wollten. Die Stimmung sei heute kritischer als vor fünf Jahren – eigentlich erstaunlich, da es wirtschaftlich durchaus besser geht. Wenn man halt nur noch das Geld Verdienen als Ziel hat und es dann nicht so klappt wie im Einzelfall gewünscht, ist das schon irgendwie verständlich. Dass jemand Literaturgeschichte mache wie sie, sei ziemlich selten, weil da wirtschaftlich nicht viel drin sei. Die Reichen würden auch immer mehr ihren Reichtum zur Schau tragen, indem sie beispielsweise einen BMW fahren. In Shanghai hatte ich dies mit den Autos vor einiger Zeit auch gehört, allerdings auch von dem Fall eines sehr gut verdienenden Rechtsanwalts, der seinen BMW nicht richtig fahren konnte und der in den ersten zwei Monaten gleich sechs Unfälle produzierte. Die Händler werden sich über die Zusatzaufträge gefreut haben.

22. April

Zu Hause ist Karfreitag, aber hier läuft das Leben ganz normal weiter. Ich besuche den Dekan Fang Liufang (wenn der mal nichts fängt- könnte man kalauern) und übergebe ihm mein chinesisches Bändchen über das deutsche Arbeitsrecht. Er bietet mir Tee an, und ich merke gerade noch rechtzeitig, dass man den auch dann trinken muss, wenn man dazu eigentlich gar keine Lust hat. Wir kommen irgendwie auf die traditionelle chinesische Medizin zu sprechen. Ich meine, wenn viele Generationen eine Methode als heilsam wahrgenommen haben, müsse was dran sein. Auch sei die Akupunktur mittlerweile auch außerhalb Chinas anerkannt. Das lässt er gelten, im Übrigen ist er sehr skeptisch. Mich wundert das; wir stünden doch alle auf den Schultern früherer Generationen und auf dieser Grundlage müssten wir neue Erkenntnisse gewinnen. Sonst wären wir Konservative und würden nie eine neue Idee haben, aber diese

komme eben nicht aus dem Nichts. Er lässt sich aber nicht erschüttern. Abends erzählt mir Ninon Colneric, die europäische Co-Dekanin, dass er während der Kulturrevolution aufs Land verbannt worden sei; schon sein Vater sei Jurist gewesen. Als Landarbeiter habe er sich gelangweilt und sich in die traditionelle Medizin eingearbeitet, doch seither meine er, es sei nichts dran. Von dieser Vorgeschichte hat er mir natürlich nichts erzählt. Eigentlich ein sehr netter Zeitgenosse, angenehm im Umgang, gutes Englisch; nach der Kulturrevolution war er für einige Jahre nach Harvard geschickt worden.

Die Studenten zahlen pro Semester ca. 3000 Euro an Studiengebühren. Fang beklagt sich, wenn einer nicht zahle, könne man im Grunde nichts machen. Man könne ihn ja aus moralischen Gründen nicht einfach rauswerfen. Irgendwie sind die Eltern wohl nicht vertraglich gebunden. Für wirklich in Not geratene Studenten gibt es einen speziellen Fonds, der aus Mitteln von Sponsoren gespeist wird; auch die chinesischen Professoren würden hin und wieder was geben. Ich will wissen, ob sich auch die Ausländer beteiligen könnten, aber er winkt ziemlich eindeutig ab. Gastfreundschaft oder Gefahr von Verwicklungen, weil die Langnese zu viel über die armen Studenten erzählt? Vielleicht beides.

Anschließend treffe ich Frau Fangjuan, die mir etwas über die Gewerkschaft in der Uni erzählen soll. Sie hat sich Stichworte gemacht und ist ein bisschen aufgeregt. Sie ist Gewerkschaftsvorsitzende im Fachbereich; da dieser nur acht Mitarbeiter (Professoren und sonstiges Personal) hat, ist sie die einzige Vertreterin, wie bei unseren Betriebsräten in Kleinbetrieben mit bis zu 20 Arbeitnehmern. Sie hatte zwei Gegenkandidaten, darunter auch einen Professor, aber sie wurde trotzdem gewählt. Probleme mit der Partei gibt es nicht, weil es im Fachbereich keine Parteigruppe gibt; „die Zahl der Parteimitglieder ist zu gering“. Man braucht wohl mindestens drei.

Was die Gewerkschaft denn so tue? Sie kümmert sich um Probleme des Alltags wie das Kantinenessen oder die Fragebögen, mit denen die Veranstaltungen der Hochschullehrer evaluiert werden. Mit den allgemeinen Unterlagen habe ich einen solchen am ersten Tag auch schon bekommen, ganz ähnlich wie in Bremen. Verhandlungen über das Entgelt gibt es faktisch nicht. „Sich kümmern“ bedeutet, dass sie zum Dekan geht, um Abhilfe zu schaffen, wenn man Probleme sieht. Bleibt dies ohne Erfolg und verfolgt man das Anliegen weiter, ist die Uni-Ebene zuständig. Dort gibt es einen Gewerkschaftsvorstand, der aus den Vorständen der einzelnen Fakultäten besteht. Vorsitzender ist der Uni-Parteisekretär.

Was denn die Partei auf Uni-Ebene so alles mache? Sie ist selbst kein Mitglied und weiß es nicht genau. Es komme vor, dass die Partei eine öffentliche Veranstaltung für alle durchführe. So habe sie im letzten Jahr mal eine große Sache veranstaltet, wie man sich am besten bewerbe und bei dieser Gelegenheit selbst darstelle. In der Tat ein wichtiges Problem für die Studenten, das könnte aber auch eine Firma für Unternehmensberatung machen. Ich erzähle, wie das Verhältnis zwischen Partei und Uni-Verwaltung an der Bei Wai gehandhabt wurde: Der Dekan hatte die Bögen, auf denen offizielle Schreiben rausgingen, aber der Parteisekretär hatte den Stempel, der immer drauf musste. Beide waren befreundet und verteilten die Arbeit entsprechend ihren Fähigkeiten: Wenn es wirklich Krach gab, war der Parteisekretär dran, der die Leute immer gut beruhigen konnte, sonst hatte der Dekan den Vortritt. Frau Fangjuan hatte wohl eine andere Reaktion von mir erwartet.

Wer Mitglied werden wolle, müsse Kurse machen. Diese fänden einen Monat lang am Wochenende statt (andere sagen sechs Monate lang). Dann würden die bisherigen Mitglieder entscheiden, ob man aufgenommen werde. Es bestehe aber an der Uni eine „Quote“, dass nicht mehr als 50 % (oder waren es 15 %?) eines Jahrgangs aufgenommen werden dürfen. Es scheint hier keine Schwierigkeiten zu geben, Interessenten zu finden. Man lerne in den Kursen die Geschichte der Partei und ihre aktuelle Politik; am Ende gebe es eine Art Prüfung. Dann würde man als Kandidat aufgenommen, nach einem Jahr als Mitglied.

Neu war mir ihre Information, wer Beamter sei, werde automatisch Gewerkschaftsmitglied. Der Beitrag habe aber mehr oder weniger symbolischen Charakter (in Wahrheit: 0,5 %). Pro Monat würde sie ungefähr ein bis zwei Tage für gewerkschaftliche Aktivitäten aufwenden – beim gut bezahlten Lehrkörper und den drei Verwaltungsangestellten ist es nicht weiter erstaunlich, dass nicht mehr an Aufgaben anfällt.

Zwei Minuten nach dem Gespräch kommt sie ganz besorgt zurück und will wissen, wie es mit meinem Essen stehe, ob ich in die Kantine komme oder sie mir einen „home-service“ bestellen solle. Ich finde das nett, winke aber ab: Ich würde mittags nur etwas Obst essen, was es auf dem Campus gut zu kaufen gibt, das reiche mir völlig. Sie akzeptiert es, ist aber doch ein bisschen überrascht. Wir nehmen in Aussicht, mal zusammen Abend zu essen.

Um 16 Uhr 30 werde ich im Hotel abgeholt. Im Auto sitzen Ninon und Prof. Simon, ein Rechtshistoriker aus Wien, der aber in Karlsruhe aufgewachsen ist. Er will das mittelalterliche Recht in Europa mit dem altchinesischen vergleichen, kann aber kein Chinesisch, also ein ziemlich mutiges Unterfangen. Ich empfehle ihm seinen Namensvetter Simon aus Nanjing, der dort viele Jahre war und zur Geschichte der Rezeption des deutschen Rechts in China gearbeitet hat. Er hatte hervorragende historische Kenntnisse und konnte einem zu jedem alten Haus aus Nanjing eine Geschichte erzählen und es in irgendeine Dynastie einordnen. Sonst fiel mir nur noch ein, dass er mich mal in ein Haus führte, wo ein Papagei bei jedem Neuankömmling laut „ni hao“ sagte, aber das war zu unseriös für einen deutsch-österreichischen Professor und deshalb erwähne ich es nicht. Wir waren alle drei eingeladen zu einem Abendessen mit der Deutsch-Abteilung der Universität für Politik und Recht. Frau Xu war als Gastgeberin da, Herr Haase, dann kam Herr Ahl, den ich ja gut aus Nanjing kannte, und dann kamen noch Frau Fang und Frau Zinser, die heute das Chinesisch-Deutsche Institut für Rechtswissenschaft in Nanjing maßgeblich mitgestalten. Dazu noch zwei chinesische Honoratioren von der Universität für Politik und Recht. Herr Du und seine Frau kamen nicht. Er hatte eine Operation am Darm, die eigentlich nicht schlimm gewesen sei, aber was man gefunden habe, sei „nicht gutartig“, wie mir Frau Xu sagte. Das klingt nicht schön, und in China bleibt in einem solchen Fall auch die Ehefrau zu Hause, obwohl sie beruflich die viel wichtigere Position hat.

Der Abend ist nett, ich sitze neben Frau Zinser und gebe ihr noch einige Tipps wegen der Veröffentlichung ihrer Dissertation. Sie hat sehr ähnliche Ansichten wie ich über China und Deutschland – anders ausgedrückt, die wirklichen Partizipationsmöglichkeiten des Einzelnen sind in beiden Systemen vergleichsweise gering. Mit dem Schutz der individuellen Freiheit scheint es bei uns etwas besser zu sein, aber es gibt auch da Ausnahmen. Ich erzähle ihr ein wenig über die nicht bis hier durchgedrungenen Überwachungsmaßnahmen bei manchen Privatunternehmen und über die Abgleichung der Belegschaftsnamen mit Terrorlisten, die derzeit im Gange ist. Wer des Terrors verdächtig ist, wird – wirtschaftlich gesehen – ausgebürgert; nach einigen Jahren kann er dann durch einen Prozess beim Europäischen Gerichtshof erster Instanz seine Freiheit wieder erlangen. Frau Zinser ist in Marburg zur Schule gegangen, hatte aber keinerlei Kontakte zur Abendroth-Schule; Fülberth ist ihr ein Begriff, Deppe weniger.

Die Hochschule für Politik und Recht ist eine Rieseneinrichtung mit ca. 500 Professoren, davon 200 „ordentliche“ und 300 Assistenzprofessoren. Zehntausende von Absolventen gibt es jedes Jahr. Kein Wunder, dass meine Studenten Angst haben, einen Job zu bekommen. Wie gut die Absolventen sind, wie viel sie wissen, das lässt sich nicht sagen.

Auf der Rückfahrt nach Changping bin ich allein mit Ninon Colneric im Auto. Ich sage ihr, dass der Aufwand sich gelohnt hat, den von ihr mitinitiierten Studiengang einzurichten. Sie meinte, die Arbeit sei oft sehr nervig, weil die Chinesen Verabredungen immer wieder umwerfen; bis zum letzten Moment weiß man nicht Bescheid. Bei Tagungen sei es so, dass die Chinesen erst im letzten Moment sagen, wer alles kommt. Dann bleibt ggf. für einen aus Europa eingeflogenen Professor nur noch eine Viertelstunde Redezeit übrig. Sie hätte mal mit Frau Xu eine Tagung „nach deutschem Stil“ geplant, wo die Referenten, die Themen und die Redezeit von vorne herein feststehen, doch sei die Konferenz wegen Versäumung einer Frist nicht genehmigt worden.

Wenn nicht alles täuscht, wird es die Law School auch noch in einigen Jahren geben.

23. April

Heute Samstag habe ich wenig Programm, nur heute Abend ein Treffen mit ein paar Studenten. Ich wasche erst Hemden und Strümpfe mit REI, dann muss ich zur Rezeption, um meinen Hotelaufenthalt zu verlängern. Das erweist sich als schwierig, weil niemand da ist, der einigermaßen Englisch versteht. Außerdem will ich ja nur bis kommenden Mittwoch verlängern, fliege dann nach Ulan Bator und bin ab Samstag Nachmittag wieder da. Das ist ein relativ komplexer Sachverhalt. Ich habe meinen Kalender mit, zeige auf das Datum und sage „dao xingqi-san“, was so viel wie „bis Mittwoch“ bedeutet. Das freut sie und meine Karte fürs Zimmer wird entsprechend verlängert. Beim zweiten Teil „Cong xingqi-liu“ ist es wohl auch klar, und ich sage statt „hao-de“ („gut so“, „in Ordnung“) automatisch „otschen charascho“, was natürlich auf wenig Verständnis stößt. Die chinesischen Wochentage werden genau wie im Brasilianischen durchgezählt – Mittwoch ist also „Woche-drei“ und Samstag „Woche-sechs“. „Terca feira“ und „Sexta feira“ würde man in Brasilien sagen, wobei mich das „feira“ immer besonders beeindruckt hat; sie haben halt eine positive Einstellung zum Leben.

Dann geht's in die Uni. Ich konzipiere das Referat über „Die deutsche Kommentarkultur – eine sinnvolle Errungenschaft?“, welches ich bei der Tagung auf dem Stadtcampus morgen halten soll. Nur Stichworte, es geht auch ohne Powerpoint.

Dann mache ich mich an die Unterlagen für Ulan Bator. Eine Menge zu lesen. Sie wollen u. a. eine Formulierung für einen neuen Arbeitnehmerbegriff und einen konkreteren Kündigungsschutz. Das findet sich alles im Gesetzentwurf des DGB, den ich mal entworfen, aber natürlich nicht mithabe. Am Ostersamstag wird den auch sonst niemand zur Hand haben. Ich erinnere mich, dass die Endfassung mal vom DGB versandt wurde. Da ich interessantere Mails nicht lösche, suche ich mit dem Trick, den mir Moni mal verraten hat, nach dem Ding und in der Tat – es ist da, ich muss das Rad nicht zum zweiten Mal erfinden. Mein Drucker funktioniert auch; die einschlägigen Bestimmungen werden ausgedruckt, den ganzen Entwurf nehme ich auf Stick. Nächster Punkt ist die Lehrveranstaltung am Montag, ich bereite mich auf „collective bargaining“ und „collective actions“ vor.

Um 18 Uhr erwarten mich drei Studenten und eine Studentin unten am Hotel. Sie haben sich nicht reingetraut in die Lobby und deshalb draußen gewartet. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, dass man am Eingang eine ca. 25 cm hohe „Schwelle“ überqueren muss. Sie schreckt nach alter chinesischer Sitte die bösen Geister ab. Herta hatte am Telefon gemeint, das sei nicht behindertengerecht, aber wird man überhaupt jemals behindert, wenn die bösen Geister draußen bleiben? Die Studenten haben sich schon eine Gaststätte überlegt, die ca. 15 Minuten entfernt an derselben Straße wie das Hotel und der Campus liegt.

Sie hatten heute eine Lehrveranstaltung bei Prof. Fang Liufang über „Moral und Recht“. Ich habe ein wenig nach, wie denn die Moral definiert wird, aber niemand hatte eine Ahnung. Das mag am Englisch liegen, denn die vier hatten allesamt keine sehr reichhaltigen Kenntnisse, und es war schwierig, sie zu verstehen. Die Veranstaltung wurde auf Chinesisch gehalten. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass nur Frau Hao, Herr Ahl und ich Veranstaltungen auf Englisch machen. Ich knüpfte an das „Li“ an, was so viel wie „anständiges Verhalten“ bedeutet und das bei Konfuzius eine zentrale Rolle spielt. Sie meinen, das Li umfasse die Moral, enthalte auch noch anderes, vermutlich überkommene Verhaltensweisen ohne moralischen Hintergrund.

Ich werde mal Fang Liufang danach fragen.

In der Gaststätte angekommen, suchen wir die Speisen aus. Sie sind – wie in China üblich – immer für alle, die am Tisch sitzen, aber jeder soll sich eine aussuchen. Am Ende haben die Studenten dann 8 Stück bestellt, obwohl wir nur zu fünf sind. Die chinesische Planung ist wenig verlässlich, wie ich auch von Ninon gehört hatte. Bis zum letzten Moment wird immer wieder alles geändert. Aber was soll's, ich werde nicht bankrott gehen, und wenn man satt ist, bleibt es eben übrig.

Alle vier kommen aus verschiedenen Provinzen, einer kommt von der Minderheit der Dong im Norden, ist aber nicht im Dorf, sondern in der Stadt groß geworden. Sie sind auf die Partei wenig gut zu sprechen. Man habe nichts zu sagen, im Grunde sei niemand für sie. 50 % der Studenten seien Mitglieder (also doch 50 und nicht 15), aber das seien sie nur, um besser Karriere zu machen. Sie würden die Partei genauso hassen. Die meisten Chinesen würden aber nur die unteren Instanzen ablehnen und meinen, die Oberen seien durchaus in Ordnung, aber schlecht informiert. Das deckt sich mit den Spitznamen „Hu-ge“ und „Wen Bao-Bao“, die sich ja eher liebevoll anhören. „Hu-Ge“ meint „Älterer Bruder Hu“ (Gege ist der ältere, Didi der jüngere Bruder) und „Bao-Bao“ heißt Baby, also Baby Wen. Das Schlimmste sei, dass man im öffentlichen Dienst fünf bis zehn Mal so viel verdiene wie in der Wirtschaft, aber nur hineinkomme, wenn man besonders gute Beziehungen habe oder einen wichtigen Menschen bestechen. Das hätte ich noch nie gehört, sagte ich, insbesondere die Verdienstunterschiede würden nicht existieren. Der Vorzug sei, dass man eine stabile Beschäftigung habe, aber so viel verdiene man nicht. Er habe das mit der Bestechung auch nicht geglaubt, meinte der Dong, aber seine beiden Schwestern hätten es selbst erlebt.

Ich will die Kontroverse nicht fortführen und simuliere eine Situation. Nehmen wir an, Hu Jintao wüsste nicht mehr weiter und frage, was man tun solle; was würden sie dann empfehlen? Dass es mindestens zwei Parteien gebe, meinte einer, aber ich sagte, das könnten dann unschwer auch zwei kommunistische Parteien sein. Von der Mitgliederzahl her (ca. 80 Mio) wirklich kein Problem. Die einen seien dann eben mehr für die Arbeiter, die andern mehr für die Kapitalisten, irgendwie würden sie sich dann zusammenraufen (so wie jetzt auch, denke ich nebenbei). So was hätte man auch in den USA. Ob nun die Demokraten oder die Republikaner regieren, mache keinen so furchtbar großen Unterschied. Oder sind die Bomben auf Libyen (die sie nicht mögen) oder auf Afghanistan andere, weil irgendwo hinter den Befehlen ein demokratischer Friedensnobelpreisträger statt eines republikanischen Raubeins steht? Das macht sie etwas nachdenklich.

„Richtige Wahlen“ ist der nächste Wunsch. Bei ihnen gäbe es überhaupt keine, sagt einer, er habe noch nie gewählt und seine Eltern auch nicht. Doch, es gebe Wahlen, sage ich, auf der untersten Ebene, also im Dorf oder im Stadtbezirk, und die dort Gewählten würden dann die jeweiligen Vertreter auf den höheren Ebenen wählen. Die andern stimmen mir zu (eigentlich schon erstaunlich, dass der eine nach drei Jahren Jurastudium das nicht weiß), aber die Wahlen seien oft vorbestimmt, man überrede die Leute, für den gewollten Kandidaten zu stimmen. Das kann schon so sein; ich habe es auch schon von anderer Seite gehört. Wie sagt der Komiker Volker Pispers über die Wahlen bei uns: „Wenn Wahlen was ändern würden, hätte man sie längst verboten.“ Aber das kann man nicht vermitteln, schon gar nicht auf Englisch, also halten wir erst mal fest, dass die Wahlen unbefriedigend seien. Dies müsste Hu-Ge ändern.

Dann werden die großen Unterschiede zwischen Arm und Reich angesprochen. Ich frage nach: Soll man die Milliardäre enteignen? Nein, das könne man nicht. Man könne aber höhere Steuern von ihnen verlangen. 2006 wurde das in erheblichem Umfang getan und dafür die Besteuerung der Bauern ganz abgeschafft – das ist ihnen aber nicht bekannt. Sicher könnte man auch jetzt noch in die Höhe gehen, aber das muss man erst mal durchsetzen.

Mein Nachbar zur Linken, eher zurückhaltend, sagt, ein weiterer Punkt wäre die Korruption. Sie sei allgegenwärtig. Ich will nicht wiederholen, was ich im Unterricht unter dem Stichwort „Umsetzung von Recht“ gesagt habe, denn das gehört zu den Prüfungsfragen, die sie bearbeiten müssen. Also einverstanden mit der Kritik. Was kann man tun, um die Korruption zu verhindern? Ordentliche Gehälter und soziale und räumliche Entfernung von den zu Kontrollierenden oder den Antragstellern. Auch darf nicht von vorne herein feststehen, welche Person mit einer Kontrollaufgabe betraut wird, das muss nach abstrakten Regeln entschieden werden.

Ein weiterer Punkt sind die Lebensmittelskandale. Sie werden als Angelegenheit der Regierung gesehen, die Wut richtet sich gegen sie, nicht gegen die Profiteure. Bei uns wäre es ähnlich, obwohl es irgendwie unbefriedigend ist.

Sie erzählen mir von zwei Justizverfahren. In einem Fall hatte ein Autofahrer auf einsamer Straße eine Frau angefahren und erheblich verletzt. Damit sie sich die Nummer seines

Fahrzeugs nicht merken und so die Polizei informieren konnte, hat er sie einfach mit einem Messer erstochen. Das ist auch in China Mord und nicht bloß Totschlag, und da kann die Todesstrafe verhängt werden. Nun handelte es sich bei dem Fahrer um den Sohn eines hohen Funktionärs, und die Zeitungen schrieben, sicher würde er wegen seines Vaters nicht zum Tode verurteilt. Das sei oft so. Wie ich in diesem Fall entscheiden würde? Ich sagte, der Beruf des Vaters dürfe keine Rolle spielen, aber ich sei generell gegen die Todesstrafe und insoweit ein schlechter Ratgeber. Das nahmen sie eher ein bisschen irritiert zur Kenntnis. Sie sagten dann, gestern sei der fragliche Mann zum Tode verurteilt worden; die Presse hat also eine Begünstigung verhindert.

Im andern Fall ging es darum, dass ein Angeklagter in der Provinz einen bekannten Verteidiger aus Beijing zugezogen habe. Dieser sei dann selbst für zwei Jahre ins Gefängnis gewandert, weil er angeblich den Angeklagten zu einer Falschaussage angestiftet hatte. Dies sei durch „Blinken“ mit einem Auge geschehen, nicht gerade ein sehr „hartes“ Beweismittel. Der Angeklagte hatte dies der Staatsanwaltschaft mitgeteilt und sich auf diese Weise weithin freigekauft. Der Anwalt hatte zwar auch einen Deal mit dem Gericht gemacht und die Tat gegen eine eher symbolische Strafe gestanden. Das Gericht hätte ihn aber reingelegt und zu den zwei Jahren verurteilt. Darüber hätte die Presse breit berichtet. Nun kann der Generalstaatsanwalt in China von Amts wegen ein abgeschlossenes Verfahren wieder aufrollen, und Shao aus Nanjing, der einzige Generalstaatsanwalt, den ich kenne, hatte mir vor gut einer Woche sein Leid geklagt, wie viel Arbeit mit dieser Befugnis verbunden sei, aber meine Studenten wussten von dieser Möglichkeit nichts. Gerade wenn es „stinkt“ und die Presse darüber berichtet, könnte man sich eine solche Intervention vorstellen. Was am Ganzen Räubergeschichte ist und was echt, lässt sich schwer beurteilen. Jedenfalls meinten sie, auch das Leben von Juristen könne gefährlich sein.

Im Übrigen hatten sie selbst Bekanntschaft mit der Polizei gemacht. Vor 14 Tagen hätten sie einen Ausflug ins Gebirge unternommen, in einem Gasthaus übernachtet, und der Wirt habe die Polizei alarmiert, weil 60 Yuan, d. h. ca. 6 Euro abhandengekommen waren. Der Polizist kam, redete mit einigen Leuten und zog dann unverrichteter Dinge wieder ab. Der Sachverhalt ließ sich nicht aufklären und wir waren uns einig, der Polizist habe Recht gehabt, sich nicht mit 60 angehenden Juristen anzulegen. Die Übermacht sei allzu groß gewesen.

Ich bestelle die Rechnung; sie beläuft sich auf 211 Yuan, was ca. 22 Euro für fünf Leute ausmacht. Dennoch finden sie die Rechnung hoch und wollen sich beteiligen. Ich lehne ziemlich deutlich ab, ich hätte sie schließlich eingeladen, und es mache gar nichts, dass wir nicht immer einer Meinung gewesen seien. Sie bringen mich bis zu meinem Hotel, und plötzlich hat einer ein vorher völlig unsichtbar gebliebenes Päckchen in der Hand und übergibt es mir: Darin befindet sich – prächtig verpackt - ein Kuchen mit Erdbeeren. Irgendwie toll, schließlich haben sie vermutlich keine so furchtbar dicken Brieftaschen (es sei denn, es wäre ein Sohn oder eine Tochter reicher Leute dabei gewesen, wofür es aber keinerlei Indizien gab). Ich bedanke mich und habe heute Abend mal Kaiser Hu´s „Opposition“ gesprochen.

Erfreuliche Meldungen von der Fußballfront in Deutschland: Stuttgart gewinnt 3 zu null gegen Hamburg und hat damit wohl den Klassenerhalt geschafft. Die Kickers spielten nach 8 Siegen hintereinander unentschieden beim Tabellenführer Hessen Kassel, liegen einen Punkt hinter ihm zurück, haben aber ein Spiel weniger und können ihn also noch gut überholen.

24. April

Ich werde um 8 Uhr vom Hotel abgeholt. Alles wie geplant; wir holen noch einen chinesischen Kollegen ab und sind etwas nach 9 Uhr bei der Tagung über deutsche und chinesische Rechtskultur. Begleitung durch eine relativ gut sprechende Chinesin, die aber auf Fragen immer mit Antworten reagiert, die nur in oberflächlichem Zusammenhang mit dem Gefragten stehen. So nach dem Motto: Gibt es auch sonntags Vorlesungen? Antwort: Die chinesischen Studenten sind meist fleißig, aber es gibt auch bequeme unter ihnen und ausgesprochene Faulpelze. Fallen die nicht im Examen durch? Manchmal schon, aber chinesische Studenten nehmen das Examen sehr ernst. Aus anderer Quelle weiß ich, dass am Sonntag im Normalfall keine Vorlesungen stattfinden, nur Tagungen und Ähnliches, aber von ihr würde ich es nie erfahren.

Die Zahl der Redner hat sich auch hier vergrößert, so dass zwar die geplanten 15 Minuten Redezeit erhalten bleiben, aber nur nach vier Beiträgen eine Diskussionsrunde kommt. Eröffnet wird das Ganze durch den Rektor, eigentlich eine Ehre für den kleinen Kreis. Diskussionssprache ist Deutsch, zwei Chinesen benutzen einen Übersetzer. Es gibt 8 Referenten, zwei Moderatoren, die alle um einen viereckigen Tisch sitzen, daneben als

Zuhörer etwa 20 Studentinnen und Studenten, auch Assistenzprofessoren. Frau Fang aus Nanjing redet über das spannende Thema „Von der Rechtsrezeption zum Rechtsdialog“; dabei wird deutlich, dass Frau Zypries eine Kampagne „Law made in Germany“ startete, die eben die besonders gute Qualität des deutschen Rechts gegenüber dem amerikanischen, aber auch gegenüber allen andern betonte. Frau Leutheusser-Schnarrenberger scheint am Rechtsstaatsdialog wenig Interesse zu haben, sie wird nur am Rande in eher distanzierendem Ton erwähnt. In der Diskussionsrunde habe ich dann das Konzept „Law made in Germany“ als „unbescheiden“ bezeichnet, was die Chinesen sehr freute, aber gleichzeitig die Kritik auch nicht zu heftig ausfallen ließ. Meine These war: Ideen und Erfahrungen anbieten, ob man sie brauchen kann, sollen die Partner entscheiden.

Ahl referiert über äußere Symbolik in der Justiz und vergleicht Gerichtsgebäude. „Einschüchterungsarchitektur“ im Westen wie in China. Talare haben die Richter wieder, am obersten Knopf die Symbolik der Gerechtigkeit. Die Waage ist an einem chinesischen Stamm festgemacht; eingerahmt ist das Ganze durch Ähren und ein Zahnrad, was ähnlich wie die DDR-Fahne Bauern und Arbeiter (oder soll man sagen: Landwirtschaft und Industrie?) symbolisiert.

Ein Referat ist der Juristenausbildung gewidmet. Heute würde man in China auch das Lösen von Fällen lernen; ich habe da so meine Zweifel. Das Anwenden abstrakter Prinzipien auf konkrete Situationen will gelernt sein. Ich erinnere mich an meine Frage nach dem „Prinzip Hoffnung“ bei Konfuzius (die aber hier nicht reinpasst). Ein Schüler von Konfuzius kommt in eine kleine Stadt und sucht eine Herberge. Woher des Wegs? – fragt der Wirt. „Ich komme von Meister Kung“. Der Wirt denkt nach: „Meister Kung? Das ist der, der weiß, dass es nicht geht und trotzdem weitermacht.“ Wir assoziieren in diesem Fall, dass das Weitermachen eben dem Hoffen auf bessere Zeiten, auf einen irgendwann doch eintretenden Erfolg geschuldet ist, für die Chinesen ist dieser Sprung in die Abstraktion höchst ungewöhnlich. Ich muss mal ein paar Studenten mit der Frage konfrontieren und herausbekommen, ob sie genauso wie die bei der Bei Wai bestreiten, dass in der kleinen Geschichte ein Stückchen „Hoffnung“ drin ist.

Nach der Pause referiert Frau Zinser aus ihrer Arbeit über die Rechtsdiskurskultur in China. Dann kommt ein Chinese namens Lei Lei und liest ein Referat auf Deutsch ab, das die Argumentationstheorie von Robert Alexy zum Gegenstand hat. Dieser hat ersichtlich weltweite Resonanz, in Argentinien ist mir letztes Jahr das schwer verdauliche Zeug auch

begegnet. In der Diskussion hat niemand auf den Beitrag reagiert, er wurde nur von der Moderatorin gelobt.

Ich habe mich dann in genau 15 Minuten auf die Frage konzentriert, dass durch das Schreiben von Kommentaren und die Produktion einer herrschenden oder gar einheitlichen Meinung konkretes Recht geformt wird, weil die Gerichte dem Schrifttum folgen oder weil gar keine Prozesse geführt werden, weil man eh weiß, dass man gegen die herrschende Meinung nicht ankommt. 10 bis 30 schreibende Juristen würden so innerhalb des recht weiten gesetzlichen Rahmens letztlich bestimmen, was in einem Land von 80 Mio. Einwohnern Recht ist. Große Zustimmung bei den Chinesen, insbesondere auch bei Frau Chen aus Taiwan, eine Menge Rückfragen: Warum es denn überhaupt anders als in China diese Kommentarkultur gebe? Praktischer Nutzen (man bekommt auf fast jede Frage eine Antwort), geringe Sensibilität für fehlende demokratische Legitimation, aber auch der europäische Individualismus: Es sei bei uns kein Problem, zu sagen oder zu schreiben, man sei klüger als der Gesetzgeber. Wie kann eine Mindermeinung herrschende Meinung werden? Als Beispiel wurde Flumes subjektive Fehlertheorie genannt, die durch die Schuldrechtsmodernisierung ins BGB gekommen sei. Das mit Flume wäre eine zufällige Übereinstimmung, keine bewusste Übernahme, sagte ich (Flume hatte ja die Schuldrechtsmodernisierung beschimpft und ausgeführt, hier werde das „Kulturdenkmal BGB“ geschändet). Im Übrigen könnten sich Gerichte eines Besseren besinnen (was bei neuen Richtern leichter sei) oder die Umstände könnten sich ändern. Etwas Kritik kam von den deutschen Kollegen. Ahl meinte, das sei doch die einzige Möglichkeit, wo man noch etwas Einfluss ausüben könne („man“ – das sind eben die 10 bis 30), und Simon sagte, das lasse sich nicht vermeiden, auch Richter seien ja nicht demokratisch legitimiert. Er wusste ersichtlich nicht, dass Bundesrichter bei uns gewählt werden.

Beim Mittagessen bin ich mit einem Verfassungsrechtler zusammen, der auch an der Übersetzung meines „kollektiven Arbeitsrechts“ beteiligt war. Er bestätigt die allgemeine Wahrnehmung, die Regierung reagiere im Moment repressiver als früher. Ob es sinnvoll sei, über Streikrecht zu schreiben? Vielleicht könne man ja die Entscheidungsträger überzeugen, meinte er. Dafür müsse man ihr Vertrauen genießen, und ob das bei so einer Langnese wie bei mir der Fall sei, könne ich nicht beurteilen. Wahrscheinlich nicht. Ich erinnere mich daran, dass ich der Beijing Normal University, wo es Linke in unserem Sinne gibt und wo ich zwei Mal recht politische Diskussionen geführt habe, angeboten hatte, während meines jetzigen Aufenthalts auch bei ihnen aufzukreuzen, aber nie eine Antwort erhalten hatte. Das muss

nicht unbedingt was bedeuten (zumal mich sonst alle sehr zuvorkommend behandeln), aber ein Indiz ist es schon. Auch sollte man sich da nicht überschätzen, die Überzeugungsarbeit kann nicht allein von einem Einzelnen kommen.

Mein Gesprächspartner bereitet einen Aufsatz vor, wie man die Grundrechte bei konkreten Auseinandersetzungen ins Spiel bringen kann. Es gibt Fälle, wo sie eindeutig schon durch Gesetze geschützt sind, da ist der Rückgriff überflüssig. Es gibt zweitens Fälle uneindeutiger Gesetze, die muss man grundrechtskonform auslegen. Und schließlich gibt es drittens reine Grundrechtsfälle, wo man sie eben nicht als politische Deklarationen werten, sondern unmittelbar anwenden sollte. Er erzählte vom Ausschluss eines Journalisten aus der „Regierungspressekonferenz“, der dagegen geklagt und Recht bekommen hatte: Das sei ein Fall des Gleichheitssatzes (andere blieben drin) und der Pressefreiheit gewesen. Ich bestätige ihm, dass die Unterscheidung der drei Fallgruppen sinnvoll sei.

Er meint, derzeit könne es vernünftigerweise nur darum gehen, die Freiheit des Einzelnen zu erweitern und die Grundrechte zu sichern. Demokratische Wahlen seien ein sekundäres Problem, ein „zweiter Schritt“. Das scheint mir eine realistische Sicht der Dinge zu sein.

Es werden schöne rote Osterhasen verteilt, ideal für Benjamin und Florian. Frau Zinser tritt mir den ihren ab und ist froh, ihn los zu sein. Damit habe ich zwei, die sich als Knautschtiere auch gut verpacken lassen.

Im Hinausgehen noch ein politisches Gespräch mit Ahl. Die aktuelle Repression gebe Hoffnung, denn ersichtlich würden sich die Oberen sehr unsicher fühlen. Ich verweise auf die Divergenz zwischen offizieller Politik und der Meinung vieler Menschen, das könne auf Dauer nicht gut gehen. Ja, meinte er, das habe man auch schon vor zehn Jahren gesagt und trotzdem habe sich nichts geändert. Aber im Moment sei die Situation vielleicht etwas anders.

Autofahrt zum Hotel. Erst werden zwei chinesische Kollegen nach Hause gebracht. Sie wohnen ersichtlich nicht in Villen, sondern in ganz normalen Wohnungen. Einer ist Mitherausgeber des chinesischen „AcP“, wo speziell zivilrechtliche Aufsätze aus Deutschland übersetzt und veröffentlicht werden. Sechs Hefte gebe es schon; 2006 war gerade das erste erschienen. Gut Ding will Weile haben, das ist halt echte konservative Wissenschaft. Ca. 16 Uhr bin ich dann im Hotel.

Abends mache ich noch einen Spaziergang nicht Richtung Campus, sondern in die entgegengesetzte Richtung bis zu Wal Mart. Man ist ja in einem Vorort, 40 km vom Stadtzentrum entfernt, und trotzdem gibt's eine Menge Hochhäuser mit bis zu 18 Stockwerken. Normalerweise Wohnungen, mit Läden unten drin. Viele Leute auf der Straße, lautstarke Gespräche, auch mal ein richtiger verbaler Streit, wo sich zwei Frauen anbrüllen. Schade, dass man es nicht versteht. Was wohl "Grasdackel" auf Chinesisch heißt?

25. April

Heute ist zu Hause Ostermontag. Ich rufe bei der Ebert-Stiftung an und will wissen, wie es mit der Fahrt nach Ulan Bator steht, aber niemand ist da. Eine schöne Kumulation der Feiertage, denn in der „Goldenen Woche“ werden sie auch nicht arbeiten. Irgendwie ist es nicht unbedingt eine Spitzenleistung an deutscher Organisation, dass sie mich nicht mal gefragt haben, ob ich ein „Multi-Entry“ China-Visum habe und deshalb unschwer ein- und ausreisen kann. Auch war das Visum für die Mongolei bisher kein Thema. Na ja, ich werde es morgen nochmals probieren. Eigentlich war da ja ein Ausflug nach Baoding vorgesehen, aber da hätte ich um ½ 7 Uhr los müssen, und hätte für Hin- und Rückfahrt insgesamt 7 Stunden im Bus gesessen. Das muss man sich nicht antun, und Frau Xu hatte dies gestern auch so gesehen. Wenn ich nun den Ausflug gemacht hätte, wäre wegen organisatorischer Probleme die ganze Mongolei-Reise ins Wasser gefallen...

In der Uni schreibe ich etwas Tagebuch und bereite die (vorletzte) Lehrveranstaltung vor. Dieses Mal geht es um „collective bargaining“, wie es funktioniert, was es bringt und dass die Gewerkschaften in gewissem Umfang unabhängig sein müssen. Die Studenten sind trotz der mittäglichen Müdigkeit ausgesprochen interessiert, fragen nicht viel, aber die Gesichter sind höchst aufmerksam, um kein Wort zu verlieren.

Nachdem ich das letzte Mal die Kritiker von Hu gesprochen hatte und unter allen bisher nur ein Parteimitglied dabei war, dachte ich mir, dieses Mal sollten sich auch Parteimitglieder melden. Bevor ich zu Beginn der dritten Viertelstunde eine entsprechende Ankündigung machen konnte, hatten sich aber schon zwei recht apart angezogene junge Damen aus der ersten Reihe gemeldet. Ob sie nicht heute mit mir Abend essen könnten? Ich sagte natürlich nicht „nein“, obwohl sie keine Parteimitglieder waren. Eine war mir überdies dadurch

aufgefallen, dass sie zum Teetrinken eine vergoldete Tasse benutzte – feinstes Porzellan, für Studenten nicht unbedingt alltäglich. Nach meiner Erklärung meldeten sich dann drei veritable Mitglieder, darunter die Parteisekretärin der studentischen Parteigruppe.

Sie holten mich pünktlich um halb sieben im Hotel ab und lotsen mich in das benachbarte Restaurant, wo es einen „hotpot“ gab, in zivilisierteren Kreisen sonst als „Fondu“ bezeichnet. Gute Auswahl, man bestellt etwas weniger chaotisch als vor zwei Tagen, aber auch wieder ziemlich reichlich.

Man redet über dies und das, nicht über das „Li“, denn ich will auch meine Fragen nicht dauernd wiederholen. In China bleibt ja nichts geheim. Irgendwie kommen wir dann auf Konfuzius und ob sich bei ihm das Prinzip „Hoffnung“ findet. Ich erzähle meine kleine Geschichte, aber sie ist ihnen nicht geläufig. Viele Leute in China hätten die Hoffnung auf ein besseres Leben, das würde sie aufrecht erhalten trotz aller Schwierigkeiten im Alltag. Man müsse die positiven Dinge, und nicht die negativen sehen, sagte eine der beiden Parteilosen. Alle hatten den Traum von einem gut dotierten Beruf, Familie, sicherer Arbeitsplatz, auch mal Reisen. Alles war Ich- und Familienbezogen; irgendwas für die Gesellschaft tun? Nein, das war nicht die Perspektive. Warum die drei eigentlich in der KP seien, wollte ich wissen. Weil man ein guter Student ist, war die Antwort, das sei eine Art Auszeichnung. Und später habe man im öffentlichen Sektor die besseren beruflichen Chancen.

Was denn die Parteigruppe so alles mache, fragte ich. „Gar nichts“, war die entwaffnende Antwort. Die Veranstaltung über geschicktes Verhalten bei Bewerbungen, von der die „Opposition“ erzählt hatte, war nicht bekannt; das sei wohl vor ihrer Zeit gewesen. Einmal habe man allerdings einen Ausflug gemacht, an eine historische Stätte, das habe – wie es heiße – „erzieherischen Wert“. Auch würde man vermutlich von Zeit zu Zeit über die Aufnahme neuer Mitglieder entscheiden, meinte ich; ja, das schon, war ihre Antwort. Bei uns im Westen sei das so, dass man einer Partei beitrete, wenn man gemeinsame Überzeugungen habe. Ein „Grüner“ sei nun mal für Umweltschutz und gegen Atomkraftwerke. Ein Parteimitglied, das das anders sehe, würde wohl nicht ausgeschlossen, solange es seine Beiträge bezahle, aber links liegen gelassen. Bei den übrigen Parteien sei dies ähnlich. Und bei der KP Chinas? Bei einer anderen Gruppe hatte mir ein Student gesagt, die Parteimitglieder würde die Partei genauso hassen wie er selbst. Nein, war die Antwort der Parteimitglieder, sie würden die Partei nicht hassen, sie hätten insoweit überhaupt keine

Gefühle, gewissermaßen vollständige Indifferenz. Eine sagte, die Parteiführung sei so mächtig, die brauche keine Unterstützung.

An der Bei Wai hatte jedes Parteimitglied jedes halbe Jahr einen Bericht über seine Aktivitäten geschrieben (so wie bei uns bei der Studienstiftung), konnte und sollte dabei aber auch sagen, was ihm an der großen Politik nicht gefiel. Nein, das sei bei ihnen nicht so, Kandidaten würden das tun müssen. Man habe eine Reihe von Fragen zu beantworten, aber die erwünschten Ausführungen ließen sich unschwer dem Internet entnehmen.

Ob es denn auch mal eine Diskussion über politische Themen gebe? Ich erzählte ein wenig von der Beijing Normal University; nein, das gebe es bei ihnen nicht. Der Marx-Unterricht sei grausam, war die einhellige Meinung, wie im Chor gesagt, fast schon geheult: Buuhh – so ein Zeugs. Sie seien doch auch nicht dafür, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander gehe, meinte ich. Da waren sich alle einig. Was denn wohl passieren würde, wenn die Parteigruppe der Uni einen Beschluss fassen würde, die Reichen höher zu besteuern? Mir war natürlich klar, dass dies ein Regelverstoß wäre, aber mich interessierte die Antwort. Es gebe in China einen alten Grundsatz, wer sich den Regeln zuwider verhalte, werde bestraft. „Selbsttätigkeit“ ist eben nicht erwünscht. Die Parteisekretärin fügte noch hinzu, im Moment sei ein Gesetzentwurf in der Diskussion, der die Steuern für die Reichen erhöhe – aber nur in ganz geringem Umfang, wie ich am folgenden Tag von Frau Hao erfuhr. Ich hörte so langsam auf mit meinen Fragen, man geht den Leuten sonst auf die Nerven (in Deutschland wäre dies schon lange der Fall gewesen). Wir kamen noch zur Sozialversicherung, die erst langsam aufgebaut werde. Ich hatte den Vorschlag, man könne doch von den 2 Billionen Dollar Guthaben, die der chinesische Staat in den USA habe, einen Teil abzweigen und damit den Fonds der Sozialversicherung füllen. Erst komme das nationale Interesse, sagte die mit dem vergoldeten Tässchen, dann erst die Sozialversicherung für den Einzelnen. Irgendwann werde dann auch der Einzelne gesichert sein, aber heute würden viele Leute die Hoffnung verlieren. Aus der optimistischen würde eine kritisch-pessimistische Grundhaltung, das müsse sich ändern. Das hatte sie gut auf den Begriff gebracht.

Dieses Mal kostete das Essen 240 Yuan, also 26 Euro; für sechs Personen, zudem in einem extra Raum untergebracht, auch nicht eben teuer. Sie brachten mich zum Hotel zurück, und ich hatte einen tiefen Einblick in das Parteileben bekommen. Herta meinte am Telefon, sie hätten wohl die Harmlosigkeit der Parteiarbeit unterstreichen wollen. Vielleicht hat es auch

jemanden interessiert, wie ich mich verhalte, wenn alle politisch nicht meiner Meinung sind. Ob ich mit den Wölfen heule? Auch bei den Barbaren im Süden müsse man seine Haltung bewahren, heißt es bei Konfuzius.

26. April

Um 9 Uhr 30 treffe ich Frau Hao in meinem Dienstzimmer. Sie hatte ja die Idee, dass ich Kolumnen in einer Tageszeitung schreibe und dass wir dann – gewissermaßen in einem zweiten Schritt – zusammen in einer wissenschaftlichen Zeitschrift etwas veröffentlichen. Ich hatte eine Liste mit Themen vorbereitet. Eine Studentin hatte mich auf das Thema „Tod durch Überarbeitung“ angesprochen (was man in Japan Karoshi nennt). Eine 25-jährige Juristin war gestorben, weil sie völlig mit Arbeit zugedeckt war, und hatte ihre Situation vorher noch in einem Tagebuch beschrieben. Das ist immer nur unter dem Titel „zu lange arbeiten“ diskutiert worden. Ich würde darauf verweisen, dass der Wettbewerb zwischen den Beschäftigten die Einzelnen dazu bringe, sich in dieser Weise zu verausgaben. Frau Hao suchte dies aus, nicht die Arbeit in Atomkraftwerken oder die Korruption, oder die Verhandlungsmacht des Individuums.

Interviews kommen als Darstellungsform in der chinesischen Presse kaum vor. Es gibt sie allenfalls bei Staatsbesuchen, wenn die Kanzlerin kommt und eine Zeitung das Glück hatte, ein Interview mit ihr zu machen. Einen innovativen Journalisten finden, der das anders sieht? Denn vieles liest sich im Gesprächsstil angenehmer als in einem Statement. Dennoch ist diese Variante unwahrscheinlich, also legen wir uns auf die Statement-Form fest. Höchstumfang ähnlich wie bei „der Betriebsrat“ 1 DIN A 4 Seite. Da kann man trotzdem einiges sagen. Ich soll bis nächsten Montag das vorbereiten, in Zukunft wollen wir am Wochenende skype, damit ich es ihr auf Englisch erzähle und sie dann einen chinesischen Text daraus macht.

Sie ist sehr auf meine Idee angesprungen, dass die Arbeitnehmer ja nicht „streiken“, sondern nur ihre Arbeitsleistung zurückhalten, wenn der Arbeitgeber den Lohn nicht bezahlt oder andere Pflichtverletzungen aus dem Arbeitsverhältnis begeht. Daraus sollte man einen Beitrag in einer chinesischen Fachzeitschrift machen, denn das ist eben nur „work-stoppage“, aber kein Streik, vor dem die Entscheidungsträger ziemlich Angst haben. Außerdem könnten wir in den USA was gemeinsam veröffentlichen; sprachliche Defizite spielten da keine Rolle, da die Zeitschriftenredaktionen bei interessanten Inhalten die Dinge schon in die richtige Form

bringen. Mir hat man dies in Texas auch mal erzählt: Ein Japaner hätte einen Beitrag in einem absolut schrecklichen Englisch eingereicht, aber er sei interessant gewesen und man hätte ihn überarbeitet. Ich schlage als Thema die Abgrenzung von Privatsphäre und Sphäre der Arbeit vor, was ich sowieso für die neue Zeitschrift des Sinzheimer-Instituts machen muss. Auch die staatliche Durchnormierung von Arbeitsverhältnissen, wie dies jetzt in Deutschland mit den Beratern bei Banken und Sparkassen geschieht, wäre ein mögliches Thema.

Die politische Entwicklung Chinas sieht sie eher pessimistisch. Der designierte Nachfolger von Hu Jintao kommt aus dem Bereich der großen staatlichen Unternehmen. Dort verdiene man sehr viel Geld – nicht wegen der Manager-Gehälter, sondern weil man eine Privatfirma gründe, die dann ausschließlicher Zulieferer für das Staatsunternehmen sei und ordentliche Preise bekomme. Die Firma gehöre formal der Ehefrau oder den Kindern. Es komme also ein Exponent dieses Teils des Großkapitals. Es handle sich um die Kinder und Enkel der Personen, die einst eine wichtige Rolle bei der Revolution gespielt hätten, die zur Gründung der Volksrepublik im Jahre 1949 führte. Äußerlich wäre dies eher ein Ruck nach „links“, zu den marxistischen Traditionen, aber die Bereitschaft, abweichende Meinungen zu tolerieren oder gar ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen, würde eher abnehmen. Dogmatiker mit viel Geld – eine wenig erbauliche Mischung, wenn man dies zugrunde legt. Da ist es schon sinnvoll, wenn man auch mal im Ausland publiziert. Ich war Anfang der siebziger Jahre auch höchst froh, dass ich viele Freunde im Ausland hatte und in Italien auch einigermaßen bekannt war – da drohte dann auch deshalb kein Berufsverbot.

Unser Gespräch dauerte drei Stunden und ich rief dann die Ebert-Stiftung an. Sie hatten mich gesucht und waren nun auf die Idee gekommen, sie brauchten möglichst schnell eine Kopie meines Passes samt chinesischem Visum. Ich wandte mich an Fangjuan, die als einzige greifbar war, aber natürlich war der Kopierer außer Funktion, weil es einen Papierstau gegeben hatte. Aus gewerkschaftlicher Solidarität brachte sie es in Ordnung und zehn Minuten später hatte ich die Kopien – allerdings eine falsche Seite, aber das ließ sich schnell korrigieren. Frau Li Xiaolu, die ja mein „teaching assistant“ war, war von der Mittagspause so um 2 Uhr wieder da, und ich überzeugte sie, mit meinem Hotel zu sprechen: Ich würde morgen früh auschecken und ich käme am Samstag wieder. Es hat wohl geklappt, jedenfalls habe ich den Namen des Hotelmanagers, dem sie es erzählt hat. Morgen früh um 6 kommt Sven, um mich abzuholen und zum Flughafen zu bringen. Ulaan Baatar wartet.

